

Erlebnisse eines Baselbieter Wachtmeisters im Sonderbundkrieg [Jakob Strub]

Autor(en): Wilhelm Kradolfer

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1956

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/2a2b0611-039d-450c-ae1c-b827c807308a>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Erlebnisse eines Baselbieter Wachtmeisters im Sonderbundskrieg

Von Wilhelm Kradolfer

Die Basler Truppen von Stadt und Landschaft konnten im Sonderbundsfeldzug keine kriegerischen Lorbeeren ernten. Obwohl im Zentrum vor Luzern eingesetzt, kamen sie nicht zum Schlagen, da die Entscheidung auf dem linken Flügel bei Gisikon und Meyerskappel fiel und Luzern überraschend schnell kapitulierte. Von den Stadtruppen zog nur die Zwölfpfünderbatterie ins Feld; in Rücksicht auf die Grenzlage Basels sollte das Auszügerbataillon zum Schutze der Stadt zurückbleiben; so entschied ausdrücklich der Oberbefehlshaber General Dufour. Diese Maßnahme entsprach auch der Stimmung in der Stadt, wo die Konservativen von einer Beteiligung am Bürgerkrieg nichts wissen wollten, während die radikalen Kreise verlangten, Basel solle seine Mannschaft rückhaltlos der Tagsatzung zur Verfügung stellen.

Die Stimmung auf der Landschaft war fast durchwegs kampfesfreudiger. Seit der Trennung von 1833 stand der junge Halbkanton entschieden im freisinnig-radikalen Lager. Am zweiten Freischarenzug von 1845 gegen die konservative Hochburg Luzern hatten die Baselbieter regen Anteil genommen: 400 Freiwillige zogen damals vor Luzern, wurden aber blutig heimgeschickt; 15 Tote, eine Fahne und zwei Haubitzen mußten zurückgelassen werden.

Als der Krieg erklärt war, brannte man darauf, die Scharte auszuwetzen, den verhaßten Sonderbund in die Knie zu zwingen und die Jesuiten außer Landes zu treiben. Diese Kampfesstimmung spricht auch deutlich aus dem Bericht eines Unteroffiziers von Anno dazumal.

Die Landschaftler Zuzüger marschierten seltsamerweise nicht in der gleichen Division. Die zwei «überzähligen» Jä-

gerkompagnien wurden der zweiten Division zugeteilt und unterstanden dem Kommando des Basler Obersten Johannes Burckhardt, eines gemäßigten Konservativen. Dieser gab seiner Freude Ausdruck, neben Bernern, Solothurnern und Stadtbaslern auch Landschäftler unter seiner Truppe zu haben, und in einem Tagesbefehl rühmte er am Ende des Feldzuges die ausgezeichnete Mannszucht dieses Kontingentes. Die zweite Division, der auch die Basler Stadtbatterie angehörte, zog zuerst vor Freiburg und nach dessen Kapitulation gegen Luzern. Am Tage von Gisikon standen die Basler Kanoniere mit brennenden Luntten hinter ihren Geschützen; ihr Einsatz war aber nicht nötig, denn die ostschweizerischen Divisionen Ziegler und Gmür hatten die Sonderbündischen schon aus ihren Stellungen geworfen.

Den Hauptharst der Landschäftler Infanterie stellte jedoch das Auszuger-Bataillon 27 unter Oberst Jakob Buser von Lausen. Dieses gehörte zur dritten Division unter dem Bündner Obersten Ludwig Donats aus Sils im Domleschg. Sie marschierten zuerst ins Bernbiet und nach einer Rochade in den Aargau gegen Luzern. Am 23. November standen sie im Zentrum der eidgenössischen Truppen kampfbereit; der Angriff unterblieb jedoch, da die Sonderbundstruppen sich rasch zurückzogen. Donats blieb der Vorwurf nicht erspart, er habe Gewehr bei Fuß zugeschaut, wie seine zwei Nachbardivisionen den Entscheidungskampf allein bestehen mußten. Allein Dufour nahm ihn in Schutz und stellte ausdrücklich fest, er habe richtig und gemäß Instruktion gehandelt.

Buser hatte als Major schon im zweiten Freischarenzug seine Landschäftler gegen Luzern geführt, jedoch vor den Toren der Stadt eine vollständige Niederlage erlitten und war gefangen genommen worden. Jetzt erlebte er die Genugtuung, daß sein Bataillon unter den ersten war, die in Luzern einmarschierten, und daß es die im Freischarenzug verlorene Fahne und die zwei Haubitzen wiederfand und in die Heimat zurückführen konnte. Auch das später ausgezogene Reservebataillon Leutenegger traf in Luzern ein. Die Baselbieter konnten nun einander begrüßen, von den Strapazen erzählen und sich nach den Lieben zu Hause erkundigen. Deutlich spüren

wir aus der Erzählung die Freude über den so rasch und glücklich verlaufenen siegreichen Feldzug und den Stolz, unter einem so vortrefflichen Manne wie Dufour dem Vaterlande gedient zu haben.

Die hier veröffentlichten Erinnerungen bilden eine willkommene Ergänzung zu den bereits erschienenen Berichten der Jägerkompagnien ¹.

Hier ist wirklich nichts verschönert und geglättet worden. So berichtet unser Wachtmeister wahrheitsgetreu von dem wenig tapferen Verhalten der Truppe im Wald von St. Urban und auch von dem gelegentlichen Versagen der Mannszucht. Jeder, der das zweierlei bunte Tuch getragen hat, weiß, daß Unterkunft, Essen und Trinken im Mittelpunkt der täglichen Wünsche stehen; darum wird sich niemand wundern, wenn die Sorge um das leibliche Wohl einen breiten Raum einnimmt. Die reichliche Kirschwasserspense im Lager vor Luzern hat sogar das «Basellandschaftliche Volksblatt» zu einer Bemerkung veranlaßt, aber beileibe nicht in mißbilligendem Sinne, im Gegenteil: es wird übel vermerkt, daß die Baselbieter im Aargau einen Schnaps gefaßt hätten, der so schlecht gewesen sei, daß er, auf die Flamme gegossen, nicht einmal habe brennen wollen. Entrüstet fährt das Blatt dann fort: «Schämt man sich nicht, eidgenössischen Wehrmännern mit derlei Zeug aufzuwarten!» Auch die Grenzacher hatten 22 Maß Brantwein geschickt, wie denn überhaupt die Badenser am Sonderbundskrieg wärmsten Anteil nahmen.

Auch der durch Trommelwirbel vereitelte Ueberfall im Riffigwald hält der historischen Kritik wohl kaum stand, zeigt jedoch, welche Rolle Gerüchte bei der Mannschaft spielen. Am Vorabend von Gisikon waren sicher keine 8000 Sonderbündischen mehr im Vormarsch, es kann sich höchstens um eine Aufklärungsaktion gehandelt haben.

Zu diesen bescheidenen Erinnerungen paßt trefflich, was Josef Viktor Widmann zu den Sonderbundszeichnungen

¹ Vgl. Baselbieter Heimatblätter, 1. Jahrgang 1936: «Der Feldzug gegen den Sonderbund», von Trompeter Friedrich Schweizer. Ferner Jahrgang 1947—48: «Aus der Freischaren- und Sonderbundszeit», von Karl Brodbeck-Walser.

seines Mitbürgers Karl Brodbeck schreibt: «Wir wollen den würdigen Ernst nicht antasten, mit dem der Verfasser mitunter eine kriegerische Aktion erzählt, die uns nicht mehr gar so martialisch erscheint, vielleicht sogar eines leisen Anfluges von Komik nicht ganz entbehrt. Möge man sich doch vergegenwärtigen, daß, wenn die Männer jener Kriegszeit sich und ihr Vorgehen nicht feierlich ernst genommen hätten, sie überhaupt nicht imstande gewesen wären, diese Unternehmungen ins Werk zu setzen, die zur Schaffung des Bundesstaates geführt haben.»

Lehrer *Johann Kellenberger-Schaub*, der die Erinnerungen nach den Erzählungen seines Gewährsmannes Jakob Strub im Jahre 1907 niederschrieb, stammte von Walzenhausen im Kanton Appenzell. Seine Ausbildung holte er im Seminar Kreuzlingen, und da sein Heimatkanton für ihn keine Verwendung fand, siedelte er ins Baselbiet über, wo er 1895 an die Oberschule in Bennwil gewählt wurde, an der er bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1938 amtierte. Neben dem Schuldienst betrieb er etwas Landwirtschaft, leitete den Männer- und den Töchterchor, besorgte das Aktuariat der Elektra-Genossenschaft Bennwil und war 33 Jahre lang Buchhalter und Kassier im dortigen Konsumverein.

Er war ein beliebter und angesehener Mann, dessen Andenken noch heute im lieblichen Heimatdorf Carl Spittlers in Ehren gehalten wird. Seinem aufgeschlossenen Sinn für Geschichte ist es zu verdanken, daß er die Erzählungen eines Sonderbundsveteranen schriftlich niedergelegt und so in ehrender Erinnerung festgehalten hat.

Nach dem Rücktritt vom Lehramt zog er mit seiner Gattin zu seinem älteren Sohn ins Kleinbasel, wo er während zehn Jahren noch einen schönen Lebensabend verbringen durfte. Er wurde ein hilfsbereites Glied der aufstrebenden Markus-Kirchgemeinde, führte jahrelang das Register der Gemeindeglieder und arbeitete in der Altersstube mit. Seinen zwei Söhnen danken wir für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung der Erinnerungen.

Der Erzähler der Erlebnisse aus dem Sonderbundsfeldzug

war *Jakob Strub* ab dem Hof «Dilleten» oberhalb Bennwil. Geboren 1823, machte er den Krieg als junger Wachtmeister im Auszögerbataillon 27 mit. Im Dorfe hieß er der «Chuderjoggeli». Eine Zeitlang unterhielt er mit seinen Geschwistern auf der «Dilleten» eine Gelegenheitswirtschaft, in welcher Eigengewächs und Waadtländer Wein ausgeschenkt wurden. Aus dem Dorf zogen Burschen und Mädchen gerne hinauf, um dort lustig zu sein. Wenn ein Glas Wein ihm die Zunge gelöst hatte, erzählte Jakob gerne von seinen kriegerischen Erlebnissen. Bei einer solchen Gelegenheit mag in Lehrer Kellenberger der Entschluß gereift sein, diese im Zusammenhange aufzuzeichnen. 1881 brannte der Dilletenhof nieder; er wurde wieder aufgebaut, aber das Glück scheint von der Familie gewichen zu sein. Die Geschwister wurden uneinig, verkauften den Hof und trennten sich. Die drei Brüder blieben ledig; Jakob arbeitete als fleißiger, gern gesehener Posamenter und Landwirt bald hier, bald dort, eine Zeitlang auch in Céligny bei Genf. Das letzte Jahr seines arbeitsreichen Lebens verbrachte er in der Pfrundanstalt des Kantonsspitals in Liestal, wo er 1910 im Alter von 87 Jahren starb.

Es war hohe Zeit, dieses einfache Lebensschicksal der Vergangenheit zu entreißen, denn nur noch die ältesten Leute in Bennwil erinnern sich an den bärtigen «Chuderjoggeli» und dessen Geschichten. Herrn Pfarrer Laroche in Bennwil danken wir bestens dafür, daß er so bereitwillig den Weg zu den Gewährsleuten gezeigt und geebnet hat.

Und nun geben wir Jakob Strub das Wort, wie es Johannes Kellenberger aufgezeichnet hat:

Als am 4. November 1847 die Tagsatzung in Bern beschlossen hatte, den Sonderbund mit Waffengewalt aufzulösen, da erging sofort an alle eidgenössischen Orte der Ruf des Truppenaufgebotes. Da die Verhältnisse in der ganzen Eidgenossenschaft seit dem Freischarenzuge von 1845 sehr gespannt waren und wohl viele eine gewaltsame Lösung der Dinge voraussahen, wurden alljährlich die Truppen zum Militärdienst einberufen.

1847 war ich gerade auch wieder seit einiger Zeit zu Hause,

als Anfang November das Aufgebot sofort alle Truppen unseres Kantons nach Liestal berief. Hier wurden schnell Waffen und Munition gefaßt und alsdann der Fahneneid geschworen. Unser Bataillon 27 stand unter der Führung von Oberst Buser aus Lausen und Major Jörin von Waldenburg und unsere 4. Kompagnie unter Hauptmann Handschin von Rickenbach. Der Marsch ging durchs Waldenburgerthal hinauf. Am ersten Abend lag unsere Kompagnie in Hölstein im Quartier, während die übrige Mannschaft in die umliegenden Dörfer verteilt wurde. Die 1. Kompagnie kantonierte in Langenbruck. Viele, die ihre Wohnung in der Nähe des Waldenburgerthales hatten, kehrten diese Nacht noch einmal heim, um vielleicht auf immer Lebewohl zu sagen, waren jedoch am Morgen frühzeitig wieder bei ihren Truppen.

Am zweiten Tag ging der Marsch ohne Unterbruch weiter bis nach Balsthal, wo es einen kurzen Halt gab, damit eine kleine Erfrischung eingenommen werden konnte. Dann ging's weiter durch die Klus in den Berner Aargau bis nach Rütshelen (südlich Langenthal). Hier lagen wir eine ganze Woche im Quartier, waren übrigens sehr gut aufgenommen und hatten keinen strengen Dienst. Unser Hausherr, bei dem wir einquartiert waren, weinte jedesmal, wenn er uns anblickte, weil er fürchtete, wir kämen alle um. Von Rütshelen kamen wir nach Rohrbach, wo dann die ganze Brigade zu einer Feldübung zusammengezogen wurde. Es fanden überhaupt alle Tage Exerzierübungen statt. Oft wurde auch Generalmarsch geschlagen zur bloßen Uebung und um die Mannschaft in größerer Wachsamkeit zu halten. Die zwei folgenden Tage standen wir in Lotzwil. Da ertönte abends 7 Uhr Generalmarsch. Ein Stafettenreiter hatte die Nachricht gebracht, die Luzerner hätten die Grenze überschritten, um über Sumiswald nach Bern vorzurücken. Schleunigst wurde aufgebrochen; viele hatten noch nicht einmal zu Nacht gegessen. Ohne Halt ging der Marsch mehrere Stunden lang fort, bis endlich nachts 2 Uhr die Landschäftler Infanterie und Artillerie Sumiswald erreicht hatten. Die ganze Straße von Lotzwil bis Sumiswald war mit grobem Kies belegt. Es war deshalb ein äußerst anstrengendes und ermüdendes Gehen. Kein Wunder, wenn die Soldaten schon tod-

müde und hungrig in Sumiswald eintrafen. Zu bedauern waren diejenigen, welche beim Aufbruch in Lotzwil noch nichts gegessen hatten und dann noch diesen anstrengenden Marsch ausführen mußten. Die ganze Bevölkerung in Sumiswald war in Angst und Aufregung aus Furcht vor den Luzernern, welche bis zum benachbarten Dorfe Wasen gekommen waren. Die Jäger rechts² wurden nach Wasen beordert, um die Gegend vom Feinde zu säubern. Dieser hatte sich jedoch, von unserem Anrücken informiert, zurückgezogen.

In Sumiswald gab's zu essen und zu trinken im Ueberfluß. Die Freude der Einwohner war übergroß, daß sie vor großer Gefahr gerettet waren. Unsere Kompagnie war vor dem Gasthaus zum «Bären» aufgestellt. Gerade gegenüber befand sich ein großer Käse- und Eisenladen. Bald nach der Ankunft trat der Händler namens Schaffner zu unserem Hauptmann und lud 24 Unteroffiziere und Soldaten in sein Haus. Da standen zwei Tische mit viel Käse, Brot und Wein. Hungrig und müde, wie wir waren, machte uns der Anblick der überreich gedeckten Tafel große Freude, und wir gingen tapfer daran, den Hunger zu stillen. Nach etwa 1½ Stunden, als wir unser Quartier aufsuchen wollten, erschien der gastfreundliche Wirt in der Stube und sprach: «Jetzt geht mir keiner fort; es ist nun gerade gekocht!» Dann wurde nochmals ein Essen aufgetragen, wie ich noch an keinem Hochzeitsfeste gesehen habe. Am Morgen wurden wir wieder aufs beste bewirtet; auch konnten wir in Betten schlafen. Wir blieben fast acht Tage in Sumiswald und hatten in dieser Zeit fast täglich Exerzierübungen.

Da wurde in einer Nacht, es war um 2 Uhr, Generalmarsch geschlagen. Alles lag in tiefem Schlafe; aber in kurzer Zeit stand alle Mannschaft mit Sack und Pack auf ihren Posten. Es war die Kunde eingelaufen, die Luzerner versuchten bei Huttwil einen Einfall ins Bernische. Sogleich wurde ich gegen die Luzerner Grenze hin beordert. Ich zeigte dort das Quartierbillet, und unser zwei kamen in das äußerste Haus nahe der Grenze. Die Bevölkerung war auch hier ob unserer Ankunft sehr erfreut. In den äußersten Häusern war schon aller Hausrat

² Ein Bataillon bestand damals aus 4 Füsilierkompagnien im Zentrum und je einer Jägerkompagnie rechts und links.

auf Wagen geladen, um mit ihm zu flüchten. Als sie vernahmen, daß wir einstweilen hier blieben, luden sie wieder ab.

Vor uns waren 2 Bataillone Berner in Huttwil gewesen, flohen jedoch, als sie vom Anrücken der Sonderbündischen hörten. Unverzüglich ließ ich auf dem Grenzsteine, etwa 200 m vom Quartierhause entfernt, eine Wache aufstellen. Nahe bei der Grenze, aber schon auf Luzerner Boden, lag ein großer Bauernhof, von Berner Lehensleuten bewohnt. Der Feind war hier gerade am Plündern. Bettdecken und Hausgeräte lagen umher. Ein Wachtposten, Jenny von Diegten, sah den Plündern zu und schoß dann sofort hinüber, worauf diese die Flucht ergriffen. Auf einer andern Seite von Huttwil, auf einer Anhöhe, stand die Basellandschaftliche Schützenkompagnie. Der Feind zeigte sich noch hie und da an der Grenze. Eines Tages luden unsere Schützen einen großen Deuchel (Holzrohr) auf einen Karren und fuhren damit auf die Anhöhe. In die Höhlung wurde ein Stutzer gesteckt, damit der Schuß gewaltig krache. Wirklich meinte der Feind, wir hätten grobes Geschütz aufgefahren, und ergriff die Flucht. Von da an zeigte er sich nicht mehr; es war Ruhe. —

Nach einigen Tagen verbreitete sich die Nachricht, die Luzerner versuchten weiter unten einen Einfall. Schnellstens wurde aufgebrochen, Langenthal zu. Hier vernahmen die Offiziere, im Kloster St. Urban lägen 1000 Sonderbündler. Den ganzen Tag schneite es heftig. Es galt nun, in aller Eile Roggwil zu erreichen, wo man dann dem Feind am nächsten stand. In Langenthal riet man uns, den Fußweg durch den langen Wald zu benutzen und das feindliche Lager zu umgehen. Ein Führer zog voraus. Als aber der Wald auch gar nie enden wollte, murrten die Soldaten, und die Offiziere glaubten nichts anderes, als der Führer liefere uns dem Feinde in die Hände. Darum kehrte man um und rückte auf der Landstraße vor, aber auch durch den Wald. Am Rande desselben angelangt, erblickten wir plötzlich vor uns 20 bis 30 hellbrennende Wachtfeuer des Feindes bei St. Urban. Da bemächtigte sich auf einmal unserer Kompagnie ein gewaltiges Angstgefühl, und blitzschnell sprang die ganze Abteilung über das hohe Straßenbord hinunter querfeldein Roggwil zu. Da ich einer der Hintersten

und nicht gerade der Furchtsamste war, so wollte ich die Wachtfeuer noch länger betrachten. Zur Vorsicht lud ich aber doch mein Gewehr. Aber alles blieb ruhig; kein einziger Feind zeigte sich. Er hatte, als er die uns vorausziehenden Schützen bemerkte, sich zurückgezogen. Nun begab ich mich auch zur Kompagnie.

Nach zweitägigem Aufenthalte in Roggwil kam die Kunde, der Sonderbund bedrohe Aarau. Ich wollte mich gerade zum Morgenessen setzen, als Generalmarsch erklang. Ich durfte nicht mehr essen. Hungrig mußte ich weiterziehen. Erst in Safenwil gab es Halt. Da unsere Kompagnie die zweithinterste war, fanden wir bei unsrer Ankunft die beiden Wirtshäuser so überfüllt, daß ich nur mit Mühe ein Glas Wein und ein Weggli erhielt. Dann ging's wieder vorwärts über Staffelbach, Kirchleerau, Kirchrüed und Schmiedrüed dem Kanton Luzern zu. Bei Nacht erreichten wir Schiltwald, ein kleines Örtchen am Abhange eines Hügels, des Rehhags, gelegen (westlich Reinach). Ich erhielt Quartier im obersten Hause. Kaum war ich auf der Höhe angelangt, erhielt ich Befehl, die Wache zu übernehmen. Nur in aller Eile konnte ich noch eine ganz wässerige Suppe genießen, die mir nicht im geringsten den großen Hunger stillte. Auf der Wacht wurde uns plötzlich die Nachricht überbracht, in Kulmerau, das auf der andern Seite des Rehhages schon im Luzernischen lag, herrsche schreckliche Unruhe, und wirklich hörte man von unten herauf jämmerlich stürmen, trommeln, rasseln und prasseln, bloß weil Soldaten der 2. und 4. Kompagnie in Kulmerau ein Rind requirierten, da in Schiltwald nichts zu erhalten war. Ich erhielt nun Order, mit einer Patrouille von 4 Mann den nahen Wald gegen Kulmerau zu bewachen und auszukundschaften. Die Patrouille rückte querfeldein gegen den Wald, um ihn zu umgehen. Dort ließ ich die 4 Wächter stehen und ging allein noch einige Schritte weiter. Wie ich aber umkehrte, war die Patrouille verschwunden. Sie war aus Furcht auf den Wachtposten zurückgeflohen. Dessenungeachtet ging ich ganz um den Wald herum, sah aber niemand. Müde und hungrig kehrte ich zur Nacht zurück und meldete dem Postenchef meine Beobachtungen.

Zwei Tage blieben wir in Schiltwald, dann ging der Marsch nach Staffelbach hinab und über Reitnau der Luzerner Grenze zu. Auf der Grenze wurde Halt gemacht, und alle mußten scharf laden. Vor dem Dorfe Knutwil stand an der Straße ein großes Bauernhaus. Es war verschlossen. Wir riefen, polterten und klopfen; aber im Hause blieb es totenstill. Bald stieß einer mit dem Gewehrkolben an das mit einem eisernen Gitter geschützte Küchenfenster. Plötzlich krachte ein Schuß heraus und traf den Betreffenden. Da geriet alles in schreckliche Wut, denn jeder meinte, der Schuß sei aus dem Hause gekommen. Sofort wurde das Haus angezündet, um die darin versteckten Feinde zu vertreiben. Doch niemand kam zum Vorschein. Nachher, als man das Gewehr des Getroffenen untersuchte, war es leer. Der Schuß war also aus der eigenen Waffe gekommen. Ohne Zweifel hatte beim Zurückziehen des Gewehrs der Hahn das Gitter gestreift, und der Schuß war losgegangen. Das Haus war also irrtümlicherweise verbrannt worden.

Nach kürzerem Marsche erreichten wir Sursee. In der Nähe dieses Städtchens fuhr unsere Artillerie auf eine Anhöhe hinauf und richtete ihre Geschütze gegen Sursee. Die Infanterie stand zum Angriff bereit. Plötzlich aber erschien auf dem Kirchturm die weiße Fahne. Das Städtchen hatte kapituliert. Fast das ganze Bataillon kam in ein großes Gebäude, und mich warf das Schicksal fast in den Dachstuhl hinauf. Nachdem wir unser Quartier besichtigt hatten, erschien Wachtmeister B. von den Jägern links und lud uns ein, mit ihm in den «Schwarzen Bären» zu kommen. Rasch füllte sich die ganze Stube. Der Wirt mußte Fleisch, Brot, Käse und Wein herbringen, und bald begann ein sehr fideles Leben. Nachdem nun alles vollständig gesättigt war, hieß der Wachtmeister uns heimgehen, und jeder meinte, er werde die Zeche bezahlen, da der Wachtmeister einer von den Freigebigen war. Der Wirt wurde gerufen und erschien. Wohlgenut stellte sich unser Wachtmeister vor ihn hin und sprach: «Herr Wirt, die Regierung in Luzern wird Ihnen alles bezahlen! Gute Nacht!» Der Wirt nahm das geduldig hin und war froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein. In dieser Nacht wurde noch gekocht, und jeder konnte sein Brot und Fleisch mitnehmen. Viele aßen

es aber sofort. Schon am nächsten Morgen mußten wir Sursee verlassen. Wir waren bereits eine Strecke weit außerhalb des Städtchens, als wir von Südosten her den fürchterlichen Kanonendonner von Gislikon hörten, der den Boden erzittern machte. Oberhalb Sursee stand auf einem Hügel ein Schloß, in welchem wir feindliche Krieger versteckt wähnten. Die Batterie fuhr auf; wir und die Jäger links bildeten die Bedeckung. Bald erschien die weiße Fahne. Vor dem Schlosse lag ein geschlachteter Ochse, die Messer steckten noch im Fleische. Vom Feinde sah man keine Spur. Da der Boden vor dem Schlosse mit Getreide besät, vorher gefroren und nun aufgetaut war, so hatte die Mannschaft, und noch viel mehr die Batterie, Mühe durchzukommen.

Etwa zwei Stunden lang marschierten wir weiter und trafen dann auf eine Wirtschaft. Da einige unserer Leute dort etwas bekannt waren, brachte man Wasserkessel, ging in den Keller und füllte sie mit Wein. Unsere Kompagnie hielt hier; die andern bekamen nichts. Der Hauptmann gab nun jedem Soldaten ein Glas Wein ungefähr in der Größe eines Bierglases mit auf den Marsch.

Nun ging's Luzern zu. Am Nachmittag verließen wir die Landstraße und schwenkten auf eine ausgedehnte Wiese, wo das Lager bereitet wurde. Auf der äußersten Seite gegen Luzern zu lag ein großer Wald, der Reifenwald (Riffigwald südwestlich Rothenburg) geheißen. Die Artillerie postierte sich alsbald bei diesem Walde auf einem hohen Bord. Wir, die 4. Kompagnie, mußten mit als Bedeckung. Von diesem Bord aus hatten wir einen schönen Ueberblick über das Lager. An der Straße lag ein mächtiges Bauernhaus. Die sämtliche Mannschaft konnte das notwendige Stroh, mehrere tausend Garben, aus diesem einzigen Hause herbeischaffen. Als der Reifenwald durchsucht und unbesetzt befunden worden war, konnte auch unsere 4. Kompagnie ins Lager zurück. Dort herrschte schon ein bewegtes Treiben. Die einen gingen da-, die andern dort-hinaus und brachten Speck, Brot, Wein, Most und anderes mehr. Als endlich alles placiert und das Kochen so recht im Gange war, kam aus dem Baselbiet ein Wagen mit etwa $7\frac{1}{2}$ Saum Kirschwasser an, so daß auch da noch jeder ein Gläschen

erhielt. Dann ging ein Jubeln, ein Singen, ein Gejohle und Gelärme los, ärger als auf einem großen Markte, und mancher sagte, daß er noch keinen solchen Tag erlebt habe. Als die Nacht hereingebrochen war, ging unser Feldweibel mit einigen Männern auf einen Hof, der auf der entgegengesetzten Seite des Feldlagers stand. Nach einiger Zeit kehrten sie zurück, jeder mit einem kleinen am Bajonett aufgesteckten Käse. Sofort wurde dieser in Stücke zerschnitten und unter die Mannschaft verteilt. Da es hieß, auf jenem Hof seien noch über hundert solcher Käse vorhanden, so ging noch mancher meiner Waffenkameraden auf die Käsejagd. Wir hatten bald Ueberfluß daran. Ein Lagerleben entwickelte sich nun sondergleichen. Unterdessen wurden in den Feldküchen fleißig Fleisch und Suppe gekocht. Da ertönte nachts 11 Uhr plötzlich ein gewaltiger Generalmarsch. 56 Tambouren schlugen wie wütend die Trommelwirbel, so daß förmlich die Erde zitterte. In wenig Augenblicken stand alles zum Angriff bereit, da man nichts anderes vermutete, als der Feind sei in der Nähe. Dieser Generalmarsch hatte jedoch nur den Zweck, die Leute an ihre Aufgabe und Wachsamkeit zu erinnern. Und doch hatte dieser Alarm unsere Truppe vor einem starken Überfall, vielleicht vor einem bösen Kampf, gerettet, ohne daß Offiziere und Soldaten nur eine Ahnung hatten. Erst nachher, als wir in Buttisholz kantonierten, vernahmen wir davon. Der Feind hatte nämlich unser Lager ausgespäht. In jener Nacht waren dann in aller Stille etwa 8000 Sonderbündler durch den Reifenwald herangerückt, um uns mit Wucht zu überfallen. Wie aber dieses Heer vor den Wald gelangte, hörte es plötzlich den fürchterlichen Trommellärm in unserem Biwak, und im Glauben, verraten zu sein, zog sich der Feind, ohne einen Schuß zu tun, schleunigst zurück.

Da es unterdessen heftig zu regnen begann, wurden im Feldlager noch mehr Stangen und Stroh herbeigeschafft und für die Offiziere Strohhütten errichtet. Am Morgen vernahm man, in einem nahe gelegenen Bauernhaus seien sehr viele Kühe. Sofort wurde beschlossen, diese zu melken. Wie ich aber mit einigen Kameraden den Hügel hinaufeilte und schon halbwegs oben war, schlug es Generalmarsch. Wohl oder übel

mußten wir unverrichteter Sache und im Laufschrift wieder zurück. Eine Strafpatrouille bemerkte gegen Sursee hin am Waldrande Militär. Da man diese Abteilung für Feinde hielt, schoß unsere Batterie sofort hinüber. Bald lief jedoch die Nachricht ein, daß es eine eidgenössische Patrouille sei. In aller Eile wurden manche Kessel mit Suppe einfach ausgeleert, als Alarm geschlagen wurde. Bald war es wieder ruhig. Die Soldaten zerstreuten sich dahinaus und dorthinaus und brachten aus den umliegenden Gehöften massenhaft Most, Wein, Schnaps, Milch, Brot, Käse, Butter, Speck und Honig herbei. Zwischen 9 und 10 Uhr vormittags erschien dann von Luzern her ein Parlamentär und überbrachte die Kunde, Luzern habe kapituliert. Da ging ein ungeheurer Jubelsturm los. Sofort wurde alles Stroh zusammengehäuft und angezündet, die Stangen, Karren und Wagen ins Feuer geschoben und verbrannt. Am Boden lagen zahlreiche Lebensmittel.

Nun wurde nach Luzern abmarschiert. Vor der Stadt begnete uns Luzerner Militär. Jedem, der noch den Tschako trug, wurde er mit der Hand vom Kopfe geschlagen und in die Reuß geworfen. Ebenso mußte jedem die Waffe und die Patronentasche abgenommen werden. In Luzern sahen wir ganze Haufen von Gewehren und Patronentaschen. Als unsere Truppen in die Stadt einrückten, grüßte und winkte die eidgenössisch gesinnte Bevölkerung mit weißen Tüchern aus allen Fenstern hinaus. Wir waren die ersten in der Stadt. Allgemein bewundert wurde unser riesengroßer Tambourmajor Gerster aus Gelterkinden. Ich erhielt Quartier im «Eichhörnchen», im 4. Stocke, von wo aus sich mir ein prachtvoller Ausblick auf die Straße und die einziehenden Truppen bot. Ein Bataillon um andere, eine Batterie hinter der andern rückten ein, zogen vorüber, weiter nach Inwil (zwischen Eschenbach und Root), da die Stadt ganz überfüllt war. Als die Zürcher mit ihren großen 24-Pfünder-Kanonen einfuhren, da zitterten die Häuser. Viele Luzerner sprachen: «Wenn die Häuser schon zittern beim bloßen Fahren der Geschütze, wie würde es erst gegangen sein, hätten die Zürcher damit in die Stadt geschossen!» Bis nachts 9 Uhr dauerte der Durchzug, so daß die Luzerner mehrmals fragten, ob denn das alles Eidgenössische seien.

Den andern Tag kam unser Bataillon nach Eschenbach (10 km nördlich Luzern). Eine halbe Kompagnie mußte auf die Wacht. Vor uns waren Berner in dieser Ortschaft gewesen, die im Kloster reichlich Wein geplündert hatten. Da nun aber das Plündern gänzlich untersagt war, gab der Brigadier einem unserer Kameraden einen derben Hieb, so daß er mehrere Tage ins Spital kam. Am folgenden Tage traf es auch mich auf die Wacht. Der Offizier befahl mir, Wein herbeizuschaffen, da die Wacht bis jetzt immer Wein zur Verfügung gehabt habe. Ungern zog ich mit einer Partrouille gegen das Kloster Eschenbach. Die dort aufgestellte Wache rief uns an, wir gaben unser Paßwort und marschierten ins Kloster. Nun gelang es mir, mit einem Sackmesser durch eine Spalte des Schlosses die Feder loszudrücken, und die Tür ging auf. Schnell füllten wir die heimlich mitgenommenen Wasserkessel mit köstlichem Wein und protzten dann ab, die Kessel unter den langen Mänteln versteckt, ohne daß der Brigadier davon etwas gemerkt hätte.

Am nächsten Tage rückte unser Bataillon in Ballwil (3 km nördlich Eschenbach) ein. Hier kam ich zu einem Bauernhause, daneben stand ein großer Apfelbaum mit vielen abgesägten Ästen. Die uns so freundlich gesinnten Ballwiler erzählten, an diesem Baume wären Gefangene aufgeknüpft worden, wenn der Sonderbund gesiegt hätte.

In Ballwil blieben wir nicht lange; dann ging's nach Root. Hier kamen unser 45 zu einem Bauern ins Quartier. Er klagte gar jämmerlich über Mangel an allem; infolge des Krieges sei er ganz arm geworden. Da vernahmen einige der Einquartierten, wie dieser Hausherr aber zu seiner Schwester sprach: «Wenn es nur ihrer 12 wären, so müßten sie heute nacht alle umgebracht werden.» Dies versetzte uns in nicht geringe Wut, und wir dachten: «Kann der Hausherr uns umbringen, so müssen im Hause sicher Waffen vorhanden sein.» Die Nachbarn machten uns namentlich auf die großen Asthaufen neben dem Hause aufmerksam. Wir durchsuchten sie und fanden wirklich viele Gewehre versteckt. Bei der Visitation des Hauses entdeckten wir, daß der Ofen ganz mit Brot, Mehl und Butter vollgestopft war. Auf dem Estrich fanden wir mehrere

Tröge, welche ebenfalls mit allerlei Lebensmitteln angefüllt waren. Manches war sogar unter die Rafen versteckt worden. Speck, Fleisch, Eier, Schnitze, Butter, Käse, Honig war genug vorhanden, und doch hatte der Geizhals über Mangel und Armut geklagt. Unser Staunen und zugleich unsere Wut läßt sich leicht begreifen. Unterdessen war ich mit einem Landsmann nach Gisikon gegangen, um das Schlachtfeld zu besuchen. Auf dem Wege begegnete uns gerade der Hausherr mit zwei ganz mit Gewehren angefüllten Säcken auf einem Karren. Auf dem Schlachtfeld sah's noch grausig aus, zerschossene Bäume, tote Pferde, alles zerstampft und durch die Kugeln aufgerissen. Am Rooter Berg bemerkten wir tausend und aber tausend Spuren der kleinen und großen Geschützkugeln. Die Kanonenkugeln hatten breite Furchen aufgerissen, die Gewehr-kugeln nur fingersbreite Gräblein. Es wunderte mich da wirklich sehr, daß es da nicht mehr Tote gegeben hatte. Oben am Rooter Berge trafen wir noch Aargauer an, welche sich bei Most gütlich taten. Sie zwangen uns förmlich, von ihrem Getränk zu kosten, und wahrlich, es war ein köstlicher Tropfen.

Wie ich wieder mein Quartier erreichte, hatten meine Waffengefährten gerade ihren geizigen Hausherrn unter den Fäusten und ihn tüchtig durchgeklopft. Sie waren eben im Begriffe, ihn über ein etwa 30 m hohes Straßenbord in die Root zu werfen, als ich hinzutrat und sofort Halt gebot, da ja Luzern übergeben habe und deshalb solche Gewalttätigkeiten nicht mehr erlaubt seien. Ein Hauptmann kam gerade auch dazu und befahl den Mißhandelten als Gefangenen unter meine Aufsicht. Mehrmals dankte mir der Hausherr und meinte, ohne mich wäre er jetzt nicht mehr am Leben. Im Hause war ein gräßlicher Spektakel, denn der kleinste Winkel war durchsucht worden. Nun nahmen unsere Leute einen großen Zuber, brachten Mehl, Milch und Eier und rührten einen mächtigen Teig an. Den ganzen Abend wurde geküchelt. Vor dem Hause zogen manche Truppenabteilungen vorüber; alle wurden aufgehalten und mit Küechli versehen. Einige trugen einen großen Honighafen in die Stube, und in ganz kurzer Zeit war er geleert. So hausten wir in diesem Quartier zur Strafe für den geizigen Bauern, der uns so erbärmlich belog und uns gerne

umgebracht hätte. Ich habe noch beizufügen, daß dieser Bauer ein sogenannter «Rachehörler» (Rachecorps³) war.

Über Hochdorf zogen wir nach Buttisholz, wo uns jener schon erwähnte vereitelte Überfall beim Reifenwald mitgeteilt wurde. Weiter ging's nach Eriswil-Emmenbaum. Hier mußte ich einen großgewachsenen Landschäftler auf die Wacht führen. Auf einer hohen Treppe stellte er sich trotzig gegen mich mit den Worten: «So, jetzt hätte ich die beste Lust, dich grad da hinunterzuwerfen, du L . . .» Unerschrocken erwiderte ich: «Also, wir wollen's probieren!» Ich stellte die Waffe beiseite, packte unversehens den Prahler, hob ihn mit beiden Händen in die Höhe über das Treppengeländer hinaus und sagte: «So, willst jetzt lieber da hinab oder in die Stube hinein?» Der Betreffende aber jammerte und bat mich um Gottes Willen, ihn nicht hinabzustürzen und die Sache nicht zu rapportieren, da es ihm wohl nicht gut ergangen wäre.

Nachher weilten wir wieder einige Tage in Luzern, wo wir in der Jesuitenkirche, in welcher vor zwei Jahren die Freischärler eingesperrt waren, lagen und ein fröhliches Neujahrsfest feierten. Nach zwei Tagen zogen wir dann nach Sursee und von da heim ins liebe Baselbiet. Das letzte Quartier erhielt ich in Hauenstein. Andere Truppen lagen in Olten und Trimbach. In Liestal mußten wir dann noch die Waffen abgeben, worauf die Entlassung erfolgte. Groß und klein, jung und alt, Freunde und Bekannte hatten sich in Liestal eingefunden, um die Krieger zu empfangen. Oh, es war ein frohes Wiedersehen!

Wenn wir auch nie ins Gefecht kamen, so gab's doch manche Strapazen auszustehen, und im Feindesland zu stehen, war doch keine ganz gemütliche Sache. Gottlob war dieser Bruderkrieg rasch beendet und das Vaterland gerettet dank der vortrefflichen Leitung unseres braven Generals Dufour.

³ Es war eine aus Freiwilligen errichtete Schützenkompagnie. Wegen der blutdürstigen Gedanken, die deren Gründer, der durch gewalttätige Untersuchungsmethoden berüchtigte Luzerner Verhörriecher Wilh. Ammann geäußert haben soll, erhielt die Truppe im Volksmund den Namen «Rächer- oder Rachecorps».